

Predigten an der Schlosskirche Lutherstadt Wittenberg

31. Oktober 2020 – Reformationstag
Musikalischer Abendgottesdienst
während der Corona-Krise



Predigt:
Pfarrerin Eva Harasta
(Theologische Referentin des Bischofs
der Evangelische Kirche in Österreich
in Wien)

~~Predigtmanuskript – es gilt das gesprochene Wort!~~

Predigttext: Mt 10,26b-33 (Übersetzung: Bibel in gerechter Sprache)

^{26b} Es gibt nichts Verhülltes, was nicht aufgedeckt werden wird, und nichts Verborgenes, was nicht bekannt wird. ²⁷ Was ich euch in der Dunkelheit sage, das sagt im Licht! Und was euch ins Ohr geflüstert wird, das verkündet von den Dächern! ²⁸ Ängstigt euch nicht vor denen, die den Körper töten. Das Leben aber können sie nicht vernichten. Fürchtet vielmehr die Macht, die Körper und Leben in der Hölle vernichten kann. ²⁹ Werden nicht zwei Spatzen für Kleingeld verkauft? Und doch fällt keiner von ihnen ohne Gott zur Erde. ³⁰ Nun sind aber sogar eure Haare auf dem Kopf alle gezählt! ³¹ Habt nun keine Angst, wie verschieden seid ihr und die Spatzen. ³² Denn zu allen, die sich zu mir bekennen vor den Menschen, werde auch ich mich bekennen vor Gott, für mich Vater und Mutter im Himmel. ³³ Aber die mich verleugnen vor den Menschen, werde auch ich verleugnen vor Gott im Himmel.

Gnade sei mit Euch und Friede vom dreieinigen Gott: Vater, Sohn und Heiliger Geist.

Liebe Gemeinde,

„[n]ein, ich rieche nicht nach Rosen; ich werde von Tag zu Tag (unter uns gesagt) müder; ich bin überarbeitet, ohne ganz normal zu meiner eigentlichen Arbeit zu kommen. Ich bin durchgedreht. In den ersten zwei Monaten war ich zwar auch nicht schön wie Greta Garbo, aber ich war doch eine ganz charmante Person, frech und lustig und immer frisch genug, um mich anständig anzuziehen und mit den Leuten dumme Witze zu machen. Im Augenblick bin ich gar nicht lustig, jeder Dreck macht mir Mühe, den ich noch vor ein paar Wochen spielend erledigt hätte. Ich habe auch keine Lust, „eine Frau allein“ zu sein, und obwohl ich einen

ganzen Haufen Menschen habe, hab ich zu fast niemand mehr Lust. Das ist so, wie es ist. Andererseits habe ich das Gefühl, dass ich ganz untauglich geworden bin für normales Leben, dass mir die Sachen, über die Ihr Euch ärgert und über die ich mich noch vor kurzem geärgert habe, scheiss-egal sind. [...] Ich habe [...] das Gefühl, ich wäre für Dich wie eine Kreuzung von Aschenputtel und Dornröschen, ganz eingewachsen in lauter Dornen.“ – So schreibt Anna Seghers am 14. Juli 1947 aus Berlin an ihren Cousin Sally David Cramer in London. ¹

1947 – Anna Seghers schreibt aus einer anderen Zeit und einer anderen Situation heraus. Und doch, irgendwie klingt da ein Echo an. Die heutige Situation, die heutige Zeit erkennt etwas wieder in der Müdigkeit, der Unwirklichkeit, der Erfahrung der langsamen Auflösung. Wie Dornröschen, die nicht nach Rosen riechen, eingewachsen in Dornen, schlafend, weil man doch nichts anderes machen kann: Ja, so fühlt sich die Situation schon ein bisschen an. Das könnten wir sein, das könnten wir wirklich sein – zumindest für die nächsten vier Wochen. Und wissen nicht, wer uns wachküssen könnte.

Wie Dornröschen hinter den Dornen, aber auch wie ein Aschenputtel in der Asche liegend, grau und zaghaft. Ja, so fühlt sich die Situation schon an. Die Kleinigkeiten machen Mühe, die man noch vor Kurzem spielend erledigt hätte. Etwas Graues schleicht sich ein, eine Müdigkeit, eine Verzagtheit, ein Gefühl der Unwirklichkeit. Ja, das könnten wir sein, sind wir das wirklich? Wie seltsam, in dieser Zeit Reformationstag zu feiern, als wäre alles normal. Alles hat sich verändert! Wir wissen doch gar nicht, wo wir stehen und wohin wir gehen. Was will man da mit dem Reformationstag, diesem Fest aus ruhigeren, aus virus-losen Zeiten, als noch alle Welt nach Wittenberg reisen konnte. Es tut weh, daran zu denken. Es wird einem schwerer, so zu tun, als wäre alles normal, wenn man daran denkt, wie es früher war.

„Ängstigt euch nicht vor denen, die den Körper töten. Das Leben aber können sie nicht vernichten.“

Im Jahr 1527 ist Pandemie in Wittenberg: die Pest ist in der Stadt. Nicht nur in Wittenberg ist die Pest, sondern auch in Breslau. Von dort, also aus Breslau wenden sich einige evangelische Leute an Luther und fragen ihn: Was sollen wir tun? Alles ist im Fallen und Gleiten, was können wir tun, was müssen wir tun?

Man würde meinen, dass Luther, unser heroischer Glaubensheld, streng und pathetisch antworten wird. Dass er mahnen wird: Reißt Euch am Riemen! Nix Dornröschenschlaf, aufgewacht und aufgepasst! Bleibt fest und harrt aus, bleibt fest wie eine Burg, unverrückbar, unbeirrt, als könntet Ihr Euch gar nicht anstecken. Tut einfach so, als hättet Ihr keine Lunge! „Ist Gott für mich, so trete / Gleich alles wider mich, / So oft ich ruf und bete, / Weicht alles hinter sich!“

Aber nein, so schreibt Luther nicht. Luther wählt einen Mittelweg. Er wählt einen Mittelweg zwischen Übermut und Ängstlichkeit. Der Mittelweg ist der Mut, der aus dem Glauben kommt.

„[Es] sündigen einige [...] und sind allzu vermessen und keck, so daß sie Gott versuchen und alles anstehen lassen, womit sie dem Sterben und der Pest wehren sollten. Sie verachten es, Arznei zu nehmen, und meiden die Stätten und Personen nicht, die die Pest gehabt haben und von ihr genesen sind, sondern zechen und spielen mit ihnen, wollen damit ihre Kühnheit beweisen [...] Solches heißt nicht Gott vertrauen, sondern

Gott versuchen. Denn Gott hat die Arznei geschaffen und die Vernunft gegeben, dem Leib vorzustehen und ihn zu pflegen, daß er gesund sei und lebe.“²

Auf Gott zu vertrauen – das ist der Mut, der aus dem Glauben kommt. Es ist etwas anderes, als Gott zu versuchen. Die Vermessenheit ist für Luther eine Gestalt der Angst, die Vermessenheit ist weit entfernt vom echten Mut – sie ist ein Pfeifen im Wald. Der echte Mut liegt darin, sich dem Ernst der Lage zu stellen. Der echte Mut liegt darin, das Gefühl für das Wichtige, für das Tragende, zu bewahren. Das ist aber keine Sache, die sich ein Mensch selber geben kann. Jemand anders muss sich erst durch die Dornenhecke schlagen und muss sich vorkämpfen bis ins Schloss und ans Bett kommen, in dem müde das Dornröschen liegt. Jemand muss sich über das Bett beugen und muss das müde Gemüt aufwecken.

Luther ist kein Romantiker. Er schreibt einen nüchternen Brief an die Leute in Wittenberg und Breslau, die sich in der Pandemie Sorgen machen. Luther ist nicht der Prinz, der das Dornröschen wachküss. Aber er schreibt doch von der Liebe. Er schreibt von einer Liebe, die woanders herkommt. Er schreibt: Das Mittel gegen Vermessenheit und das Mittel gegen Verzagtheit ist ein und dasselbe – es ist die Gottesliebe und die Nächstenliebe: Sie sind der feste Grund für das Gottvertrauen, der feste Grund für den echten Mut, der aus dem Glauben kommt.

„Kannst Du schrecken, [Pandemie], so kann mein Christus stärken; kannst Du töten, so kann Christus Leben geben; hast Du Gift im Maul, Christus hat noch viel mehr Arznei.“³ – Und bitte, lieber Luther, wie bekommen wir nun diese Arznei, die Mut bewirkt, die uns frisch macht und lebendig? Wie lässt sich die Ermutigung erfahren, angreifen, spüren? Die Antwort ist einfach: durch die Nächstenliebe. Die Nächstenliebe ist kein Prinz, sondern ein Jedermann, eine Jederfrau. Sie riecht nicht nach Rosen, sie braucht kein Empfangskomitee, keinen Posaunenchor, keine Grußworte. Aber wer sie erlebt, wer sie zu spüren bekommt, wird ermutigt und erfrischt. Ich hoffe, Sie alle haben in den vergangenen Wochen solche Erfahrungen der Nächstenliebe gemacht. Vielleicht haben Sie auch anderen Menschen Erfahrungen der Nächstenliebe gegeben. Die Nächstenliebe ist Gegenwart Gottes. In der Situation der Pandemie ist die Nächstenliebe der tiefste Gottesdienst.

Praktisch ist die Nächstenliebe auch. Luther bringt es für die Pandemie seiner Zeit auf den Punkt – und was er sagt, das findet sein Echo heute. Luther schreibt: „Wenn man sich so in einer Stadt verhält, daß man kühn im Glauben ist, wo es die Not der Nächsten erfordert, und umgekehrt vorsichtig, wo es nicht notwendig ist, und ein jeder das Gift abwehren hilft, womit man kann, so ist gewiß ein geringes Sterben in solcher Stadt.“⁴

Es ist schwer, die Lage zu überblicken. Es ist schwer, sich dem Ernst der Lage zu stellen. Die Pandemie ist eine diffuse Bedrohung. Einerseits engt sie den Horizont ein, als wären da Dornen rund herum und kein Ausweg. Aber andererseits wird die Pandemie manchmal auch wieder sehr weit weg, als könnte sie einen selbst und die eigene Familie nicht treffen. Dann aber kommt sie vielleicht plötzlich nahe, wenn man jemand kennt, der eine K1-Person kennt, oder wenn es in der Familie eine Quarantäne gibt. Es ist schwer, die diffuse Verunsicherung durch die Pandemie zu greifen. Wir leben jetzt schon mehrere Monate im Ausnahmezustand. Wir haben uns an Manches gewöhnt. Aber die Sehnsucht wächst, dass „alles wieder normal wird“. Und die Sorge wächst, dass der Ausnahmezustand noch lange andauern könnte. Sich gegenseitig zu stärken und beizustehen, das fängt damit an, wenn man einander eingesteht: Ja, das ist eine belastende Situation! Dorn-

röschchen, Du bist nicht allein. Wir sind da zusammen gefangen. Einem jeden und einer jeden geht es so, dass sie müde wird und verzagt, dass er nicht mehr weiter weiß. Sich das einzugestehen – und dann einander aus der Nächstenliebe heraus beizustehen, das ist eigentlich das Mutigste, was man derzeit machen kann.

Sogar Luther, unser lieber Glaubensheld des Reformationstages, stellt sich am Ende seiner Schrift diesem Eingeständnis – und bittet uns, die wir ihn hören, um die Fürbitte. Der alte Recke hat gewusst, woher die Kraft und der Mut kommen. Der echte Mut kommt aus der Gottesliebe, der echte Mut kommt aus der Gemeinschaft in der Gottesliebe. Deshalb schreibt unser lieber, schwacher, starker Held Martin Luther am Ende: „Bittet für mich armen Sünder!“⁵

Amen.

Der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

¹ Anna Seghers an Sally David Cramer, 31. Juli 1947, in: Anna Seghers, Hier im Volk der kalten Herzen. Briefwechsel 1947, Berlin 2000, 98-101: 100 (Brief Nr. 71).

² Martin Luther, Ob man vor dem Sterben fliegen möge (1527; WA 23,338-379), in: Karin Bornkamm/Gerhard Ebeling, Hg., Martin Luther. Ausgewählte Schriften, Bd. 2, Frankfurt am Main 1982, 225-250: 240-241.

³ A.a.O., 237. – Luther spricht den Teufel als personifizierte Ursache von allem Übel, also auch der Pest und der mit ihr verbundenen Verzweiflung an.

⁴ A.a.O., 242-243 (Fortsetzung: „Aber wenn’s so zugeht, daß ein Teil allzu verzagt ist und vor seinem Nächsten in der Not flieht, der andere Teil allzu tollkühn und nicht abwehren hilft, sondern vermehrt, da hat der Teufel es gut, und es muß wohl ein großes Sterben werden. Denn auf beide Seiten werden Gott und Mensch aufs höchste beleidigt, hier mit Versuchen, dort mit Verzagen.“)

⁵ A.a.O. 250.